



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rothe, C.: Die Homerische Frage

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Homerische Frage\*)

Von C. Rothe (in Friedenau)



ein Dichter in alter und in neuerer Zeit hat einen so gewaltigen und andauernden Einfluß auf die verschiedensten Völker und Zeiten ausgeübt wie Homer. Bei den Griechen nahm er die Stelle unsrer Bibel ein. Die Jugend lernte viele Verse von ihm auswendig und bildete daran ihre religiösen Begriffe; die dramatischen Dichter wie die bildenden Künstler entlehnten ihm ihre schönsten und großartigsten Motive; die Geschichtschreiber sahen ihn als die erste Quelle an; die wissenschaftliche Kritik leitete von ihm ihre Kunstgesetze ab und wandte ihm namentlich in der Alexandrinischen Zeit eine ganz besond're Thätigkeit zu. Von den Griechen ging die Bewunderung auf die Römer über. Eine Übersetzung der Odyssee in schwerfällige Saturnische Verse war das erste Schulbuch der Römer, von dem wir sichere Kunde haben. Homer kannte jeder gebildete Römer und wußte eine Anzahl von Versen auswendig, wie schon im zweiten Jahrhundert vor Christo das Beispiel des Scipio zeigt, dem beim Anblick des brennenden Karthagos oder bei der Nachricht vom Tode des Tiberius Gracchus bekannte homerische Verse auf die Lippen kamen. Sa der größte römische Epiker, Virgil, glaubte nichts Besseres thun zu können, als nicht nur in der Anlage seines Epos Homer genau zu folgen, sondern auch ganze Szenen, namentlich Gleichnisse von ihm in sein Gedicht aufzunehmen. Wenn auch später das überfeinerte Rom und das zur Mystik neigende Mittelalter Virgil höher stellte als Homer, ja dieser wie die ganze griechische Litteratur lange Zeit im Abendlande fast in Vergessenheit geriet, so genoß er doch beim Wieder-

\*) Vergl. A. F. R. Knötel, Homeros der Blinde von Chios und seine Werke. 1. Teil. Leipzig, Fr. Wilt. Grunow, 1894. 2. Teil. Ebenda, 1895. — D. Jäger, Homerische Aphorismen (in der Sammlung Pro Domo S. 177—233. Berlin, D. See-hagen, 1894). — F. Grimm, Homeros. 1. Teil. Erster bis neunter Gesang. Berlin, Bessersche Buchhandlung, 1890. 2. Teil. Zehnter bis vierundzwanzigster Gesang. Ebenda, 1895. — C. Rothe, 1. Die Bedeutung der Wiederholungen für die homerische Frage (Festschrift des französischen Gymnasiums in Berlin, 1890. S. 121—168. Sonderabdruck. Leipzig, A. Fock). 2. Die Bedeutung der Widersprüche für die homerische Frage. Programm. Berlin, 1894. (Leipzig, A. Fock.)

aufleben der griechischen Litteratur seit dem vierzehnten Jahrhundert, außer bei den Franzosen, die in gewisser Beziehung den Römern der Kaiserzeit ähnlich waren, um so größere Bewunderung. Diese erreichte bei uns in Deutschland seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Man empfand den eigentümlichen Reiz der homerischen Dichtungen namentlich im Vergleich zu Virgil und den höfischen Epen des Mittelalters, und es bildete sich der Gegensatz zwischen „Volksepos“ und „Kunstepos,“ Worte, in die man die Eigentümlichkeit der auf Volksüberlieferung beruhenden epischen Dichtung und der künstlich erfundenen Erzählung zu fassen suchte.

Aber dieser Gegensatz ist verfehlt. Denn auch die homerischen Dichtungen sind Kunstepen im höchsten Sinne des Wortes: sie sind geradezu „klassisch“ und deshalb auch seit den ältesten Zeiten Gegenstand der Erklärung in der Schule. Und gerade das ist das Wunderbarste an ihnen, daß sie trotzdem nichts von ihrem eigentlichen Zauber verloren haben. Ich wüßte, etwa von Horaz abgesehen, keinen Schulschriftsteller, der auch im spätern Alter noch so erfreut, wie er einst die Jugend begeistert hat. Diese einzige Thatsache schon läßt es begreifen, daß man Homer für das größte Dichtergenie gehalten hat, was die Welt bisher hervorgebracht hat, aber auch, wie groß die Bewunderung und Aufregung nicht nur unter den Gelehrten, sondern unter allen Gebildeten war, als vor mehr als hundert Jahren der Philologe Friedrich August Wolf mit der Behauptung auftrat, die Ilias — denn nur diese zog er in seinen Zweifel hinein — sei nicht die Schöpfung eines einzigen Dichters, sondern eines Sammlers, der verschiedene von einander unabhängige Stücke ziemlich mechanisch vereinigt habe. Die Gründe für diese Behauptung waren äußerlicher Art und sind von ihm nicht erschöpfend behandelt worden. Er hielt es zunächst für sicher, daß in den Zeiten, wo Homer gelebt haben müsse, die Schrift noch nicht erfunden, jedenfalls noch nicht so gebräuchlich gewesen sei, daß man Gedichte dieses Umfanges aufgeschrieben habe; ebenso unmöglich schien es ihm zu sein, daß sie allein durch das Gedächtnis fortgepflanzt worden wären. Dazu fand er in der Ilias einige Widersprüche, die mit der Auffassung von einer einheitlichen Dichtung unvereinbar seien.

Wir können jetzt unbedenklich behaupten, daß Wolfs Gründe widerlegt sind; damals aber machte seine Schrift, die als eine Einleitung zu den homerischen Gedichten erschien, ungeheures Aufsehen. Alle Gebildeten, namentlich die Dichter nahmen entweder für ihn oder gegen ihn Partei. Von Goethe ist bekannt, daß er in seinem Urteil schwankte, zuerst begeistert auf Wolfs Gedanken einging (z. B. in der Elegie „Hermann und Dorothea,“ wo er den Mann feiert, „der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn“), dann aber „wieder mehr als je von der Einheit der Gedichte überzeugt“ war. Schiller dagegen war, ebenso wie Wieland, stets ein entschiedener Gegner Wolfs, fand den Gedanken, diese Gedichte zerreißen

zu wollen, geradezu „barbarisch“ und sah in der „Continuität“ und „Reciprocität“ der Handlung ihre wirksamste Schönheit. Die Wirkung von Wolfs Schrift aber ist weiter gegangen; sie hat die theologischen Untersuchungen über die Bibel ebenso beeinflusst wie die Geschichtsforschung. Man fing erst jetzt an, gründlich das „Quellenverhältnis“ zu untersuchen, z. B. zu fragen, wie es mit der Abfassung des Pentateuch stehe, welches das Verhältnis der Synoptiker zu einander sei, oder aus welchen Quellen Livius geschöpft habe und welchen Wert diese hätten.

Solange man aber nur Möglichkeiten erwog, wurde die eigentliche „Homerische Frage“ wenig gefördert, und sie wäre wohl schon längst aus der Welt verschwunden, wenn nicht Karl Lachmann mit dem schärfsten kritischen Verstande die Ilias untersucht und darin soviel Unebenheiten und Widersprüche entdeckt hätte, daß der Glaube an eine einheitliche Schöpfung fortan als Thorheit kritikloser Köpfe erschien.

Die Odyssee war lange von diesem Verwerfungsurteile verschont geblieben. Einzelne Angriffe im Sinne Lachmanns blieben ziemlich unbemerkt, bis Adolf Kirchhoff auch ihren bisher viel bewunderten Aufbau, den noch Wolf als das größte Erzeugnis griechischen Geistes gepriesen hatte, als das Werk eines elenden Stümpers hinstellte, der ein älteres, auch schon nicht mehr einheitliches Gedicht mit verschiedenen Zusätzen, die er teils selbst gemacht, teils aus andern Dichtungen entlehnt habe, meist ohne Sinn und Verstand versehen habe. Diese Ansicht stellte der große Gelehrte zunächst (1859) in einer Ausgabe der Odyssee als ein „Fazit ohne Rechnung“ auf, holte aber später in einer Reihe von Aufsätzen den Beweis nach und hatte damit den größten Erfolg. Beide Meister, Lachmann und Kirchhoff, haben viele Schüler gefunden, die ihre Ausführungen ergänzten und sie im wegwerfenden Urteil über Stellen, die jene noch unbeanstandet gelassen hatten, noch übertrafen. So ihr Einfluß war so groß, daß selbst Männer, die das Auge offen behielten für die klar hervortretende Einheitlichkeit des Plans und der Handlung, nicht nur einzelne Verse und Versreihen, sondern ganze Bücher willig preisgaben und in dem verdammenden Urteil über solche Teile der homerischen Gedichte, für die das Schlagwort „elender Nachahmerstil“ allgemeine Aufnahme fand, mit den weitestgehenden Lachmannianern und Kirchhoffianern übereinstimmten.

Nichts beweist wohl aber die einzige Größe von Homers Dichterbegabung deutlicher, als die Thatsache, daß er auch diese mit dem größten Scharffinn ein ganzes Jahrhundert hindurch geführten Angriffe glücklich bestanden hat, daß jetzt Männer, von dem verschiedensten Standpunkt ausgehend, durch geschichtliche, ästhetische und rein philologische Betrachtung zu dem Ergebnis gekommen sind, Ilias und Odyssee seien wirkliche Einheiten, Erzeugnisse eines großen Dichters, nicht bloß Sammlers, und nicht wesentlich verschieden in ihren Unebenheiten und Widersprüchen von alten und neuern Dichtungen.

In dem an erster Stelle in der Anmerkung genannten Werke sucht zunächst Knötel\*) auf Grund eines mit dem erstaunlichsten Fleiße aus den verschiedensten Quellen gesammelten Materials Homer als geschichtliche Persönlichkeit nachzuweisen und von seinem Leben ein Bild zu geben, bei dem freilich zwischen Wahrheit und Dichtung nicht immer geschieden wird, weil die „Quellen“ nicht streng auf ihren Wert geprüft und manche Lücken in der Überlieferung durch kühne Schlüsse ergänzt werden. Knötel holt weit aus. Für ihn wird, was bisher allgemein als sagenhaft gegolten hat, z. B. die Herrschaft des Minos, die Einwanderung des Kadmos, die Herrschaft des Aetrops, Erzählungen von Tantalos, Laomedon, Troos und unzähliger anderer zur wirklichen Geschichte. Noch vor zehn bis zwanzig Jahren würde man für derartige Annahmen nur ein Lächeln gehabt haben; seit aber die Ausgrabungen in Ägypten und in den Euphratländern durch sichere Denkmäler eine hohe Kultur mehr als viertausend Jahre vor unsrer Zeitrechnung nachgewiesen haben, seit namentlich die letzten Ausgrabungen in Ägypten die überraschende Thatsache ergeben haben, daß die Verwendung der Säulenhalle zu architektonischen Zwecken, die bisher als Kunstform für ein Erzeugniß griechischen Geistes galt, sich wenigstens neunzehnhundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung schon in Ägypten findet, und daß um dieselbe Zeit kühne Unternehmungen zur Erforschung Afrikas ausgehen, die wir am liebsten erst unserm Jahrhundert zusprechen möchten, dürfen wir auch größere Unternehmungen von Ägypten oder von den Euphratländern aus, die zur Unterwerfung größerer Teile von Griechenland oder von Kleinasien geführt haben, nicht mehr schlechthin in das Reich der Fabel verweisen. Sedenfalls muß die Möglichkeit zugegeben werden, daß sich bei griechischen Schriftstellern der spätern Zeit, die bestimmte Nachrichten aus dieser alten Zeit geben, eine ältere, vielleicht wohlbegründete Überlieferung erhalten hat. Eine solche bestimmte Quelle ist z. B. für Knötel eine Inschrift auf dem in Xanthos gefundenen Pfeiler, die nach seiner Ansicht die ältere Geschichte Lykiens enthielt und zwischen 470 bis 460 v. Chr. angefertigt war (II, S. 69 ff.). Wenn wir ihm also auch nicht überallhin folgen können, so wundern wir uns jedenfalls nicht, wenn er (II, 64) schreibt: „Nach bestimmter Angabe fiel die Einnahme und Zerstörung Trojas 715 Jahre vor den Zug Alexanders des Großen, also ins Jahr 1049 v. Chr., demnach 84 Jahre — nach Thukydides 80 — vor den Einfall der Herakliden in den Peloponnes (965), ferner 272 Jahre nach der Ara des Menephtes (1321) und 273 vor den Anfang der Olympiadenrechnung, also fast genau in die

\*) Von demselben Verfasser ist das Buch: Atlantis und das Volk der Atlanten. Ein Beitrag zur vierhundertjährigen Festfeier der Entdeckung Amerikas. Leipzig, F. W. Grunow, 1893. 418 S. Es ist in demselben Geiste geschrieben und behandelt auch die Vorgeschichte Griechenlands, die Existenz eines alten Kulturvolkes, der Atlanten, und ihre Ausbreitung um das Mittelmeer herum und darüber hinaus.

Mitte zwischen diese beiden vollständig gesicherten Ären"; und (S. 79): „Nach der etruskischen Zeitrechnung fiel die Stiftung des Tuskerstaates neun Säkula vor 44 v. Chr. (ein Komet und Cäsars Tod, Anfang des zehnten), die im einzelnen schwankend, im Durchschnitt  $111\frac{1}{2}$ , etwa 1003 bis 1004 Jahre ergeben. Der Tuskerstaat, ein Bund von zwölf Städten, wäre demnach um 1047 v. Chr., also genau zur Zeit der Zerstörung Trojas gestiftet worden" — dann die Sage von Aeneas damit in Verbindung bringt. Daß übrigens wirklich ein großer Zug von Griechenland aus nach Kleinasien stattgefunden habe, der trojanische Krieg also geschichtlich sei, nehmen jetzt auch andre Forscher auf diesem Gebiete an, wenn auch über die Zeit und den Ort, von wo die Unternehmung ausgegangen ist, keine Übereinstimmung herrscht.

Etwa hundert Jahre nach Trojas Einnahme setzt Knötel (nach den zuverlässigsten Angaben des Altertums) die Blütezeit Homers, von dem er nun auf Grund der Hymnen, die er alle für echt homerisch hält, und der fälschlich dem Herodot zugeschriebenen Epigramme, sowie vereinzelter anderer Angaben bei alten Schriftstellern folgendes Lebensbild entwirft: Er war geboren in Smyrna; seine Herkunft ist dunkel, da ein Vater nicht sicher bekannt ist, seine Mutter eine Flötenspielerin gewesen sein soll. Er gehörte also wohl einer „fahrenden Sängersfamilie“ an. Doch muß er sich bald hervorgethan haben und an einen Fürstenhof als Sänger gekommen sein. Denn was Homer singt, ist nichts weniger als „Volkslied“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes; es behandelt vielmehr die Thaten und Anschauungen der Führer und Fürsten des Volks. Das niedere Volk wird in seinen Dichtungen fast gar nicht erwähnt: in der Ilias höchstens einmal, wenn wir annehmen, daß Thersites, der Agamemnon schmäht und dafür von Odysseus gezüchtigt wird, dem „Volke“ angehörte. In der Odyssee spielt zwar Eumäos, der „göttliche Sauhirt,“ eine gewisse Rolle; dafür macht ihn aber auch der Dichter zu einem Fürstenkinde, das nur durch die Untreue seiner Wärterin in die Sklaverei gekommen ist und nun Knechtsarbeit verrichten muß. Er bleibt jedoch selbst hier der „Ordner der Männer,“ wie ein Völkerrüst der Ilias. Es muß auf diesen Punkt hier nachdrücklich hingewiesen werden, damit der falsche Begriff von Volksdichtung, den man noch immer mit Ilias und Odyssee wie mit unsern Nibelungen verbindet, endlich ausgerottet wird.

Der Fürstenhof, an dem Homer zunächst dichtete und sang, war nach Knötels Annahme der der Aeneaden und Hektoriden in Skepsis in der Troas. Die Gründe, die er dafür vorbringt, möge man bei dem Verfasser selbst nachlesen (II, S. 21 ff.); sie sind äußerst bestechend, reichen aber nicht aus, die Gründe, die gegen die Annahme sprechen, daß die Ilias für Troer gedichtet sei, zu widerlegen, sondern sie beweisen nur den hohen Grad von Unparteilichkeit, den der Dichter erstrebt und erreicht hat. Zwar haben schon im Altertum manche den Dichter zu einem Troer machen wollen, weil er dem troischen

Könige und vor allem seinem heldenhaften Sohne Hector so viel edle Züge giebt; aber trotz dieser Liebe, mit der er den Helden und seine Gattin schildert, bleibt er doch immer ein Grieche und denkt sich Griechen als Zuhörer. Ich habe in dem oben mit angeführten Programm (Die Bedeutung der Widersprüche S. 19 ff.) gerade auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, der sich in der Behandlung Hectors durch die ganze Ilias hindurch zieht, und der sich nur aus der Herkunft des Dichters erklären lasse. Während nämlich Hector in allgemeinen Ausdrücken überall als der furchtbarste Kriegsheld erscheint, vor dem die Griechenfürsten zittern, tritt er im Einzelkampf hinter allen griechischen Helden zurück, selbst ein Menelaos kann zuletzt über ihn triumphiren. Nicht einmal eine Wunde bringt er einem Haupthelden bei, obwohl doch reichlich dazu Gelegenheit ist, und den Patroklos tötet er erst hinterrücks, als dieser von Apollo durch einen Schlag betäubt und wehrlos gemacht und von Euphorbos die vielleicht schon tödliche Wunde empfangen hat. Der griechische Nationalstolz wollte eben die Überlegenheit der Feinde im offenen Kampfe nicht anerkennen, und Homer stand unwillkürlich unter diesem Einfluß.\*) Auch Knötel nimmt übrigens an, daß Homer aus unbekanntem Gründen später Skepsis ver-laffen habe und mit einem Sängerkhor in Griechenland herumgezogen sei, um seine Gedichte vorzutragen — natürlich auch nur an Fürstenhöfen.

Seine Gedichte fanden viel Beifall und regten zur Nachahmung an. Bald mußte der Dichter die Beobachtung machen, daß der „neueste Gesang immer der beliebteste sei“ (Od. 1, 351—52). Um deshalb nicht von Nebenbuhlern verdunkelt zu werden, wenn er immer nur vom troischen Kriege sänge, begann er ein zweites umfangreiches Gedicht, das ebenso sehr in der Märchenwelt spielt, wie die Ilias wirkliche Kämpfe schildert. Anmutig ist dabei der Scherz des Dichters (vgl. Knötel II, S. 299), daß er den Odysseus diese Märchen von dem Kyklopen, Niolos, den Laistrygonen, Skylla und Charybdis, Kirke und Kalyppo mit der ernstesten Miene von der Welt erzählen, ja die Zuhörer ausdrücklich erklären läßt, daß er wahrhaft sei und nicht wie ein listiger Schelm und Schwindler auftrete (Od. 11, 363—369). Doch fand er, nach Knötel (I, 263 u. ff.), bei seinen Zeitgenossen nicht die Anerkennung, die er für seine großen Werke, die „Töchter des Zeus,“ hätte erwarten können. Denn als er nach langem Wandern erblindet in seine Vaterstadt Smyrna zurückkehrte und die feierliche Anerkennung seiner Werke etwa zum Zwecke des Vortrags bei den großen Festen (wie es später durch die Vorschrift des Solon oder Peisistratos in Athen geschah) verlangte, stieß er auf den Widerspruch eines Prytanen, dem vielleicht, wie später den Philosophen, die Behandlung der Götter zu frei und unehrerbietig schien, und wandte sich deshalb nach Rymä. Doch auch in dieser, gar zu sehr mate-

\*) In dem genannten Programm sind noch andre Gründe für diese Behauptung angeführt.

riellen Genüssen hingegebenen Stadt wurden seine Gedichte nicht nach Gebühr bewundert. So wanderte er weiter und gelangte nach mehreren Zwischenstationen nach Chios, wo er willige Aufnahme und in Arcophylos einen lauten Bewunderer fand. Ihm, der sein Schwiegersohn wurde, übergab er auch seine beiden großen Dichtungen, die nun von diesem und seinen Nachkommen weiter gepflegt und verbreitet wurden. Zur Anerkennung des großen Meisters nannten sie sich „Homeriden“ und stifteten ihm ein Heroon. Von hier gelangten die Gedichte durch Abschriften — denn der Gebrauch der Schrift ist unbedenklich für diese Zeit anzunehmen — selbst in ferne Städte, so z. B. durch Sykurg nach Lakedämon. Der Ruhm dieser Dichtungen überstrahlte allmählich alle andern, sodaß Dichter und Sänger andrer Dichtungen, namentlich aus demselben Sagenkreise, zu ihrer Empfehlung nichts besseres thun konnten, als sie „homerisch“ zu nennen. So ist es zu erklären, daß die sogenannten „kyklischen“ Epen, die die Ilias und die Odyssee ergänzen und teils die Vorgeschichte des Kriegs, teils die Einnahme der Stadt und die Rückkehr der Helden behandeln, vielfach Homer zugeschrieben wurden und erst im vierten Jahrhundert und noch später sicher ihm abgesprochen worden sind.

Rindtel sieht also in Homer eine bestimmt ausgeprägte Persönlichkeit, in Ilias und Odyssee seine großen Werke, deren Einheit und innere Zusammengehörigkeit er durch eine Reihe vortrefflicher Beobachtungen (II, 332 bis 392) zu erweisen versucht. Die neuern Untersuchungen hat er völlig unbeachtet gelassen, Widersprüche läßt er gar nicht als solche gelten oder sucht sie durch einfache Verbesserung des Textes zu beseitigen.

Ähnlich denkt und verfährt auch Oskar Säger in dem oben angeführten Aufsatze. Er glaubt aus den Gedichten — das Lebensbild des Dichters ist ihm gleichgiltig — ganz bestimmte dichterische Eigentümlichkeiten zu erkennen, die durchaus nicht einer Vielheit von Dichtern gemein sein könnten; so in der Anwendung von Gleichnissen oder in der Vorliebe für Tiere, namentlich für Pferde und Hunde. Während Goethe z. B. ein entschiedner Hundeseind war,\*) zeigt Homer eine entschiedne Liebhaberei für Hunde: „Was Od. 14, 30 steht, daß Odysseus, als Eumäos Hunde auf ihn losstürzen, sich niedersetzt und klug berechnend den Stoß fallen läßt, wird, wie in der Stelle bei Plinius Naturgeschichte 8, 40, so von modernen Hundekundigen bestätigt; eine nicht minder feine Bemerkung ist 16, 162, wo die Hunde auf die Erscheinung der Göttin reagieren; nur Odysseus und die Hunde sehen sie, und diese bellen nicht, sondern ziehen sich winselnd zurück — Tiere mit scharfen Sinnen merken das Unheimliche, Außergewöhnliche, wo es der Mensch mit seinen stumpfen Sinnen nicht

\*) Man vergleiche das bekannte Distichon:

Wundern kann es mich nicht, daß der Mensch die Hunde so sehr liebt;  
Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch so der Hund.

oder noch lange nicht merkt —, und in der unvergleichlichen Geschichte vom Hunde Argos im siebzehnten Buche hat derselbe Dichter dem ganzen Geschlecht ein unvergängliches und wohlverdientes Denkmal gesetzt.“ Ähnliche Liebe für die Tierwelt und sorgfältige Beobachtung ihres Lebens und Treibens zeigt der Dichter in unzähligen Gleichnissen, die eine gewaltige Kluft von allen andern Dichtungen trennt.

Wie Knötel, weist auch Jäger die Bedenken Wolfs gegen die Möglichkeit der Verbreitung so großer Epen in so alter Zeit zurück. Selbst wenn die Schrift, deren Vorhandensein im Epos selbst in der bekannten Stelle der Ilias (6, 168) vorausgesetzt wird, noch nicht zum Aufschreiben so großer Dichtungen verwendet worden wäre, genügte eine Art Hieroglyphenschrift, um die Reihenfolge der einzelnen Szenen festzuhalten, und das Gedächtnis leistete das übrige. Denn wenn es im fünften Jahrhundert in Athen noch Leute gab, die den Homer auswendig wußten, wieviel eher können wir diese Gabe in jener alten Zeit und bei Menschen voraussetzen, deren einziges Interesse diesen Gedichten zugewendet war. Die Odyssee giebt uns in Demodokos auch wirklich ein Beispiel von einem solchen Sänger, der ohne weiteres auf die Aufforderung eines Gastes hin ein Gedicht aus dem troischen Sagenkreise frei aus dem Gedächtnis — denn er ist blind — vorträgt. Die vielen Wiederholungen und überhaupt das Formelhafte in der Sprache erleichterten die Aufgabe.

Ist durch diese Untersuchungen und Darlegungen wenigstens die Möglichkeit erwiesen, daß ein großer Dichter Homer gelebt und die unter seinem Namen gehenden großen Werke verfaßt hat, so führen ästhetische Erwägungen über die Kunstform der Gedichte entschieden zu der Annahme, daß nur ein wirklicher Dichter, nicht ein mechanischer Sammler, ein „Flickpoet“ oder „stümperhafter Redaktor“ oder gar eine Kommission gelehrter Männer der Schöpfer dieser Einheiten sein kann. In dieser Beziehung ist schon das Urteil des Aristoteles, des feinsinnigsten Kritikers des Altertums, bezeichnend, der ihre Einheit im Unterschied von mangelhaften Dichtungen darin sah, daß sie einen bestimmten Anfang und ein Ende hätten, und daß ein Plan durch das Ganze gehe. So könne man aus der Ilias und der Odyssee auch nur je eine Tragödie bilden, während sich aus den sogenannten kyklischen Epen drei, vier, ja acht Tragödien ableiten ließen. Es hat also diesen Dichtungen an der innern Einheit gefehlt, sie haben auch keinen kunstvollen Anfang gehabt, wie Ilias und Odyssee, und ebenso war ihr Schluß nicht so notwendig, daß sie nicht etwa auch noch weiter geführt werden konnten. Diesem Urteil des großen Kritikers sind nun nicht nur die Alten, die doch noch Vergleiche zwischen den verschiedenen epischen Dichtungen anstellen konnten, da sie noch vorhanden waren, fast ohne Ausnahme gefolgt, im besondern auch Horaz in der *Ars poetica*, sondern auch unsre Kritiker und Dichter bis auf Wolf. Hielt doch noch der scharfsinnige Lessing die homerischen Gedichte für so fest gefügt, daß er meinte,

man könne Herkules eher seine Keule, als Homer einen Vers abringen. Aber auch nach den Angriffen Wolfs, Lachmanns, Kirchhoffs und unzähliger andern ist von den verschiedensten Kritikern immer wieder auf die doch offenbar in den Gedichten hervortretende Einheit hingewiesen worden, und das ist auch von Knötel und Säger geschehen, von keinem aber in so umfassender, eigentümlicher Weise, als von Hermann Grimm in den beiden oben in der Anmerkung genannten starken Bänden.

(Fortsetzung folgt)



## Ein Idyll aus der Belagerung von Paris

Aus dem Tagebuch eines Kriegskorrespondenten



Als Herr Thiers den Vorschlag machte, Paris mit einer Wüste zu umgeben, gab er das Lösungswort zu allen Verheerungen, die seitdem über diese lachenden Landschaften hereingebrochen sind. Daß seiner Anweisung nicht sofort durch die Sendlinge der Pariser Regierung gründlicher Folge geleistet wurde, daß man, um der Belagerungsarmee vollständig das Obdach zu entziehen, die Ortschaften nicht vom Boden vertilgte, war einzig der Schwierigkeit dieser Aufgabe zuzuschreiben. Wären bloß Kartenhäuser umzublasen gewesen, die Arbeit wäre geleistet worden. Da es Gebäude von Kalk und Stein einzureißen galt, erwies sich die Mühe als zu groß. Man glaubte — soweit es nicht Herrschaftssitze waren, wo man die Dienerschaft zurückgelassen hatte — genug gethan zu haben, wenn man die Bewohner mit ihren Habseligkeiten austrieb, die Fenster und Spiegel zerschlug, die Weinkeller leerte und allem häuslichen Komfort den Garaus machte. Nichts wäre freilich ungerichter, als wenn man den greulichen Zustand, in dem sich die meisten Ortschaften um Paris befinden, einzig den Franzosen zuschreiben wollte. Man soll selbst den Teufel nicht schwärzer malen, als er ist. Ein so gründliches Verwohnen menschlicher Behausungen vollzieht sich nicht von einem Tage zum andern. Es setzt Mühe, Langeweile voraus und nicht minder öftern Wohnungswechsel. Der Fortziehende hinterläßt dann den Nachfolgern die ganze Summe von Anordnung, Notbehelfen, Berümmungen und Verunstaltungen, die die natürlichen Begleiter jedes Quartiernehmens in unbewohnten und dürftig oder gar nicht möblirten Häusern im Feindeslande sind. Der Nachbewohner findet bereits einen unleidlichen Zustand vor und richtet sich nach seiner Weise wieder ein, ohne mit manchem von dem Vermächtnis des Vorgängers ganz aufräumen zu können. Und so wird es denn mit jedem Tage unsaubrer und unwohnlicher.

Ich schreibe dies nach den blutigen Marnetagen in meinem Quartier, das, wie so viele in demselben Orte — es ist das städtische Dorf Champs —, keine